



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Die Anschauung und die Alterthumswissenschaft.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

machen, das eine vorstehende Beispiel zeigt die Nothwendigkeit der Aufhebung dieser Vereinsacte des Adels deutlich genug.

Diese Aufhebung und die oben angeführte Schließung der Expectantenlisten bedingen sich somit gegenseitig, denn wenn das Object, die Klöster, wieder zu Nug und Wohlfahrt des ganzen Landes, wie es die Fundationsacte bestimmt, dienen sollen, so hört auch die Hauptsache des Zwecks des Adelsvereins auf.

Somit sind die Aufhebung der Vereinsacte des Adels vom 3. December 1795 und die Schließung der Expectantenlisten die ersten nothwendigen Vorbedingungen, um die Klosterfrage einer ruhigen und vernünftigen Entwicklung entgegenführen zu können.

December 1866.

Manecke auf Duggenkoppel.

Rechnet man hinzu, daß die Erlaubniß politischer Vereine laut Verordnung von 1852 einzig von den Ministern abhängt, diese aber selbst Mitglieder des Adelsvereins, des gefährlichsten von allen sind und denselben ganz uneingeschränkt dulden, so erscheint, wenigstens noch augenblicklich, das Bollwerk, wodurch der Besitz der Klöster gesichert ist, bombenfest. Ob es mittelst der gezogenen politischen Geschütze der Neuzeit gelingen wird hier Bresche zu schießen, ist eine der Fragen, deren Lösung wir aus dem Gang der Verhandlungen des ersten norddeutschen Parlamentes wenigstens mit einiger Sicherheit hoffen prognosticiren zu können.

Die Anschauung und die Alterthumswissenschaft.

Als im vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert das Interesse für das entschwundene Alterthum in Italien zuerst wieder erwachte, durchsuchte man nicht allein die Klosterbibliotheken nach den Schätzen der alten Literatur, sondern Hand in Hand damit begann ein nicht minder eifriges Suchen nach den andern noch unmittelbareren Zeugnissen des Alterthums, den Bau- und Bildwerken, die sich aus dem großen Ruin barbarischer Jahrhunderte gerettet hatten. Anfangs freilich sah es gar traurig aus, ein volles Jahrtausend hatte gründlich aufgeräumt. Wenn unter Konstantin die Menge der zu Rom befindlichen Statuen sich noch hoch in die Tausende belaufen hatte, so konnte im Beginn des funf-

zehnten Jahrhunderts der unermüdlche Auffpürer jedes antiken Restes, der große Handschriftenentdecker Poggio Bracciolini nur noch fünf marmorne und eine bronzene Statue im ganzen Umfang der ewigen Stadt auffinden! In dessen bald änderte sich dies; unablässige Nachgrabungen wurden von fast regelmäßigem Erfolge gekrönt, die Masse der Kunstwerke wuchs rasch zu stattlicher Zahl. Wohl war es zunächst weniger das wissenschaftliche als ein künstlerisches Interesse, mit dem man sowohl den schriftlichen wie den baulichen und bildlichen Resten des Alterthums gegenübertrat und dieselben zu freiem Schalten und Walten, zu willkürlicher Ergänzung und zu eigener Nachbildung sich aneignete. Aber man sammelte doch, man hegte und pflegte mit liebevollem Eifer, was bis dahin unbeachtet gelegen hatte oder gar muthwillig zerstört worden war. So ward der wissenschaftlichen Benugung wenigstens der Stoff bereitet, wenn auch die jugendliche, im Vollgefühl eigener Schöpferkraft schwelgende Philologie der Italiener des funfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts selber kaum den Anfang mit der Verwerthung machte.

Um die Mitte des letztgenannten Jahrhunderts siedelte die Philologie nach Frankreich über, dann nach kurzer Blüthe, in Folge der Hugenottenkämpfe, nach den Niederlanden. Joseph Justus Scaliger ist der vollendetste Repräsentant dieser Entwicklungsstufe, von Familie ein Italiener, das Haupt der französischen, der Begründer der niederländischen Philologie. Aus dem Dilettantismus und dem Virtuositenthum bildete sich die ernste strenge Wissenschaft hervor, die ihren Zweck in sich selbst hat, nicht für die Interessen des Tages arbeitet, deren Ziel nicht das dem Einzelnen schön und gefällig Erscheinende, sondern das objectiv Wahre, das Echte ist. Da war es aber verhängnißvoll, daß der Sitz der Wissenschaft sich immer weiter von dem Boden entfernte, auf dem das Alterthum selber sein Leben entfaltet und die Zeugnisse desselben hinterlassen hatte. Dieser Uebelstand machte sich vielleicht weniger bei den kritischen und linguistischen Arbeiten geltend, obgleich auch hier die Anschauung der antiken Reste wie der fortlebenden antiken Sitte und die Vertrautheit mit manchen aus dem Latein überkommenen Spracheigenthümlichkeiten vor Abwegen und vor Leblosigkeit der Auffassung hätte bewahren können. Weit empfindlicher ward jene Entfernung vom classischen Boden natürlich bei allen den Bestrebungen fühlbar, welche darauf gerichtet waren, die realen Seiten des Alterthums zu erforschen und darzustellen. Es fehlte nicht an der eifrigsten Thätigkeit auf diesem Gebiet. Casaubonus und Salmasius, Lipsius und Meursius und so manche andre neben ihnen waren unermüdlch thätig, um mit staunenswerther Gelehrsamkeit aus der alten Literatur das Leben und die Einrichtungen der Griechen und Römer nach den verschiedensten Seiten hin aufzuhellen. Aber kaum hier und da wird einmal das eine oder das andre Monument herbeigezogen, um diese oder jene Schwierigkeit in den Werken der Schriftsteller damit zu beleuchten. Der Herausgeber von Sal-

masius' Briefen meint gradezu, Rom besitze nichts Besondres, um dessen willen es sich lohne oder gar erforderlich sei, dorthin zu wandern; „überdies,“ fährt er fort „haben wir ja alles, was nur zur gelehrten Kenntniß des Alterthums beitragen kann, Inschriften oder anderweitige Denkmäler, durch die Fürsorge der Augenzeugen im Druck und in artigen Abbildungen dargestellt, sogar weit zierlicher und besser, als diese Dinge an Ort und Stelle zu sehen sind.“

Freilich dachten nicht alle wie dieser Jesuit. Die Zahl derer, welche nach Italien pilgerten und nicht unbedeutende Früchte von ihren Wallfahrten hereinbrachten, ist beträchtlich genug. In Italien selbst fehlte es auch nicht ganz an Männern, welche den heimischen Antiquitäten ein ernsthafteres Studium zuwandten. Desgleichen entstanden allmählig auch außerhalb Italiens Museen für Alterthümer, namentlich Münzsammlungen. Inschriften und Münzen waren überhaupt lange Zeit diejenigen Monumente, welche in vorzüglicher Gunst bei Sammlern und Gelehrten standen; leicht transportabel waren namentlich die Münzen am bequemsten zugänglich (freilich auch oft gefälscht), sie dienten nicht allein historischen Untersuchungen, sondern waren auch besonders geeignet, hier und da als Belege anderweitig überlieferter Nachrichten zu dienen. Denn das ist im Wesentlichen die Anschauungsweise jener Zeit der „Antiquitäten“, der Werth der „Monumente“ — um diesen allgemeinsten Ausdruck zu gebrauchen — beruhe auf der Verwendbarkeit derselben zur Illustration unsrer literarischen Quellen. Diese allein gelten für würdig, um ihrer selbst willen durchforscht, verstanden, erklärt zu werden, nur sie sind glaubwürdige Zeugen und beachtenswerthe Productionen des Alterthums. Daß die Baudenkmäler und die Werke der bildenden Kunst als directe Erzeugnisse des antiken Geistes ebenbürtig neben den Werken der Literatur stehen und ihren selbständigen Werth in sich tragen, daß ferner der Boden der classischen Länder in unmittelbarer Beziehung zu den einst darauf lebenden Völkern und deren Entwicklung steht, diese Betrachtungsweise lag jener Zeit noch fast völlig fern. Wo einmal eine Richtung hervortrat, welche jene Kezereien mit einigem Erfolg durchzuführen suchte, da fand sich auch alsbald ein Stockphilologe bereit „den anschwellenden Strom in seine Kanäle abzuleiten“, d. h. selber die verwerflichen Disciplinen zu lehren und sie um so sicherer wieder in Vergessenheit zu begraben, je unwissender der Lehrer darin war und je vollständiger ihm jede Liebe und Begeisterung für seinen Stoff mangelte. Nicht zu übersehen ist dabei, daß grade dasjenige der classischen Länder, welches die schönsten Kunstwerke barg und den Zusammenhang zwischen Land und Leuten am klarsten vor Augen zu stellen vermochte, daß Griechenland noch so gut wie unentdeckt war. Hatte doch gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts ein deutscher Professor an seine theologischen Correspondenten in Konstantinopel alles Ernstes die Frage stellen müssen, ob es überhaupt noch ein Athen gebe! —

Auß den sandigsten Strecken der Mark Brandenburg erwuchs der Mann, den zuerst die glühende Sehnsucht, nicht bloß zu lesen in den Werken der Alten und aus der Ferne das Alterthum zu erkennen, sondern zum lebendigen Erschauen desselben zu gelangen gen Süden führte und neue Bahnen der Wissenschaft einschlagen ließ. Schon als Student war Winkelmann, da Cäsars Schilderung des gallischen Krieges ihn lebhaft ergriff, trotz gänzlicher Mittellosigkeit aufgebrochen, um an Ort und Stelle dieselbe unmittelbarer auf sich wirken zu lassen und gründlicher zu verstehen. Homer und Sophokles nebst den übrigen griechischen Dichtern waren seine nächsten Vertrauten, die griechische Poesie in ihrer lautern Schönheit war in ihm völlig lebendig geworden. Da erweckten die Kunstcabinete Potsdams und Dresdens in ihm den unbezwinglichen Wunsch, die Lande der Römer und der Griechen, die er längst in der Seele suchte, nun auch leibhaftig anzuschauen. Auch der theuerste Preis war ihm nicht zu hoch, um dies zu erreichen. Kaum aber war er in Rom, so stürzte er sich mit ganzer Seele in die Fülle der Eindrücke. Jedoch versank er nicht wie so Viele vor ihm in den Strudel kleinlicher antiquarischen Detailuntersuchungen — so wenig er dieselben auch, wo sie nöthig waren, verschmähte — sondern strebte unverrückt dem einen Ziele zu, den Geist der Alten, insbesondere ihre Poesie in ihrer Gesamtheit zu erfassen und in sich wieder lebendig werden zu lassen, die Poesie, welche nicht bloß in dem gesungenen und geschriebenen Dichterworte wirkt, sondern ebenso die Werke der bildenden Künste geschaffen hat und durchweht. Daher ist, wie erst vor Jahresfrist in diesen Blättern ausgeführt ward, Winkelmanns Geschichte der alten Kunst ein Werk von so unermesslicher Bedeutung, weit über die nächsten Grenzen des Stoffes hinaus, weil hier zuerst der Versuch gemacht worden ist, ein Gebiet des poetischen Schaffens nicht vereinzelt, sondern im Zusammenhange des Ganzen darzustellen, die Kunstentwicklung als einen Theil der gesammten Geistes- und Culturentwicklung aufzufassen. Die reine Sprachphilologie hat es auch heute noch nicht aufgegeben, von der Höhe ihrer doch auch erst allmählig erworbenen sichern Methode herab der Archäologie, der Wissenschaft von der alten Kunst, ihren Mangel an Methode vorzuwerfen. Es ist hier nicht der Ort zu untersuchen, ob dieser Vorwurf noch immer ein gerechter sei, wohl aber darf daran erinnert werden, daß von der Archäologie aus der erste Versuch gemacht worden ist, in dem bezeichneten großartigen Sinn einen Theil des Alterthums wahrhaft historisch zu erforschen und künstlerisch darzustellen. Und auch das muß dankbar anerkannt bleiben, daß bei niemandem zuvor die unvergängliche Schönheit der antiken Poesie und Kunst eine so helle Flamme nachempfindender Begeisterung entzündet hatte, daß von keinem Andern das Alterthum so lebendig angeschaut und mit so überzeugungskräftiger Wärme geschildert worden war, wie von Winkelmann.

So lebhaft die Bewunderung war, welche diesem von künstlerischer und

literarischer Seite gezollt ward, so schwer konnte man sich in den Kreisen der zünftigen Fachgelehrsamkeit entschließen, die ausgetretenen Geleise antiquarischer Forschung zu verlassen und dem hohen Schwunge winkelmannscher Begeisterung zu folgen. Einige wie der leipziger Ernesti leisteten bewußte Opposition, andere wie Heyne in Göttingen wären schon gern mitgegangen, hätte ihnen nur nicht künstlerischer Sinn und jegliche eigene Anschauung gemangelt. Es war eben damals noch zu schwierig, die Reise gen Süden zu unternehmen und dort „ins Volle zu greifen“, die Stellung der Gelehrten noch zu bescheiden, um ihnen eine Nomfahrt zu gestatten; an einen Besuch Griechenlands vollends mochten wenige denken. Winkelmann hatte auch diese Absicht gehabt, er hatte eine große Ausgrabung in der mit leichtem Flußschlamm überspülten Ebene von Olympia beabsichtigt — ein Plan, den fast hundert Jahre später die preußische Regierung aufnahm und der nur am Ausbruche des orientalischen Krieges scheiterte. — Wie sehr aber damals und noch später Griechenland außerhalb des gewöhnlichen Gesichtskreises lag, das zeigt sich recht deutlich an dem verschiedenen Grade von Interesse, welches griechische und italienische Entdeckungen erweckten. Die genauen Zeichnungen und Vermessungen der Bauwerke und Sculpturen Athens, welche um die Mitte des vorigen Jahrhunderts von den Engländern Stuart und Revett aufgenommen und bald darauf dem Publikum vorgelegt wurden, gingen an den Forschern lange Zeit fast spurlos vorüber, während doch zu gleicher Zeit die aus der Asche wiedererstehenden Städte Italiens Herculaneum und Pompeji in der ganzen gebildeten Welt, bei Gelehrten wie Laien die allerlebhafteste Theilnahme fanden. Freilich ward man hier auf das Unmittelbarste in das Leben der Alten selbst eingeführt, aber es waren doch nur kleine Provinzialstädte aus verhältnißmäßig später römischer Zeit; in Athen dagegen vermochten die höchsten Meisterwerke von der glänzendsten Culturepoche des gesammten Alterthums das beredteste Zeugniß abzulegen.

Es sind vorzugsweise Engländer, denen wir die erste umfangreichere Kunde des hellenischen Landes verdanken. Auf der einen Seite entzog Lord Elgin die kostbarsten Werke des Pheidias und seiner Schule den muthwilligen Zerstörungen kalkbereitender oder bilderschändender Türken, versetzte sie von den schwer zugänglichen Höhen der athenischen Akropolis in die Prachtsäle der britischen Hauptstadt und machte hierdurch eine wirklich eindringende Würdigung, eine lebendige Kenntniß und Anschauung dieser Werke und damit des eigentlichen Centrums der ganzen alten Kunst erst möglich. Dies ist jedoch nur etwas Einzelnes, wenn auch von noch so großer Wichtigkeit. Daneben ist aus dem ersten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts mit besonderem Danke namentlich dreier Männer zu gedenken, welche mit unermüdlicher Ausdauer, keine Strapaze und Mühsal scheuend — wie sie das Reisen in einem gänzlich uncivilisirten Lande nothwendig mit sich brachte —, das ganze Hellas allmählig für die Wissenschaft

wiedereroberten: Dodwell, Gell und Leake. Ausgerüstet mit einer unverächtlichen Kenntniß der alten Literatur, erfüllt von echter warmer Begeisterung für das Alterthum durchstreiften diese drei Männer bald einzeln, bald gemeinsam oder auch im Verein mit anderen Reisenden, Stackelberg, Bröndsted, Haller, jeden Winkel Griechenlands, geleitet von dem vor siebenzehn Jahrhunderten geschriebenen Reisehandbuch des Pausanias, dem treuesten Führer durch das alte Hellas im neuen. Und zum Erstaunen der Reisenden bot das noch fast unbekanntes Land auf Schritt und Tritt den Forschern reiche Reste der alten Cultur. Unzählbar ist namentlich die Menge der Burgen und Festungen, deren Mauern, Thürme und Thore noch mehr oder minder wohl erhalten die Hauptstätten der griechischen Sage und Geschichte bezeichnen; von den regelmäßigen Anlagen aus schön behauenen Quadern an, wie sie die durch Epaminondas gegründeten Städte Messene und Mantinea darbieten, bis hinauf zu den nicht minder kunstvollen Bauten der alten Heroenzeit. Da liegt im innersten Winkel der Ebene von Argos, halb auf der Höhe, der Burghof von Mykenä, umfriedigt von einem wohlgefügtten Mauerring aus vieleckigen, sorgfältig an einander gepaßten Steinen. Ueber dem Thor halten neben einer gebälktragenden Säule, der Andeutung des Palastes, zwei majestätische Löwen von hochalterthümlichem Stile Wacht, treu ausharrend an dem Posten, den sie wohl schon zu jener Zeit inne hatten, da nach hellenischer Sage die schauerliche Familientragödie des Pelopidengeschlechts sich hinter diesen Mauern abspielte, von der Mahlzeit des Thyestes an bis zu Drestes Muttermord. Sage und Drama im Verein haben diesen Ort für alle Ewigkeit geweiht. Dicht daneben liegen in die Erde hineingegraben mächtige kuppelförmige Gewölbe mit Resten einstmaliger Erzbeleidung an den Wänden, die Grab- und Schatzkammern der Atriden, welche noch heute den Namen Agamemnon's im Volke bewahren und Zeugniß ablegen von dem sagenberühmten Reichthum des von der homerischen Poesie gefeierten Geschlechtes. Wirkt hier neben den Erinnerungen der Sagenzeit die Massenhaftigkeit der uralten Bauten, so ist es anderwärts das Ebenmaß, die Schönheit, die künstlerische Vollendung. So namentlich in den herrlichen Tempelruinen, die von dem schroffen Cap Sunion, der Südspitze Attikas, oder von den fahlen Felsen Niginas hinabschauen auf das weite blaue Meer, selber von dem reinsten Aether umgossen, die unweit Phigaleias halbversteckt im baumreichen Hochgebirge auf einsamer Höhe thronen, die das lautlos verlassene Wiesenthal Nemeas oder das von Erdbeben verwüstete Stadtgebiet der alten Meerherrscherin Korinth zieren, die endlich in unerreichter Schönheit des Marmors wie der Formen Stadt und Burg Athen ihren unvergleichlichsten Schmuck leihen. Wie der Fels der Akropolis stolz und gebietend aus der weiten Ebene hervorragt, so ist gleichsam durch Naturnothwendigkeit der Parthenon aus dem Felsen emporgewachsen; die Kunst hat sich auf das Innigste der Natur angeschmiegt, ihr das Schöpfungsgeheim-

niß abgelauſcht und tritt nur als Fortſetzung, als Krönung und Abſchluß der Natur auf.

Wiederum eine neue Welt öffnet ſich mit dem griechiſchen Inſelmeere, eine Welt, in der wir den ganzen Zauber der Odysſee noch alle Tage von neuem erproben können. Hat auch die ſtrenge Forſchung das homerische Ithaka als ein bloßes Erzeugniß der frei ſchaffenden Poeſie nachgewieſen, dem das wirkliche Ithaka in allen weſentlichen Punkten nicht entſpricht, dennoch ruhen jene Dichtungen auf dem realſten Boden wirklicher Anſchauungen, nur daß es das Recht des Dichters iſt, in einem Bilde zu vereinigen, was in der Natur weit zerſtreut ſich vorfindet. Wie einladend iſt es jetzt wie einſt für den Schiffer, von Inſel zu Inſel ſein Fahrzeug zu lenken, immer ein naheß Ziel im Auge, immer auf allen Seiten von den ſchimmernden Kykladen umringt, und doch an jedem Morgen in einer neuen, nicht minder ſchönen Umgebung. Läßt der Wind nach, ſo wird auch heute noch zu den Rudern gegriffen, die in tactmäßigen Schlägen das Schiff vorwärtſtreiben; wird der Wind oder die Strömung zu mächtig, ſo lenkt der Steuermann in den nächſten ſchützenden Hafen, wo der Reiſende eines gaſtlichen Empfanges ſicher ſein kann. Der Eine ladet ihn in ſein Haus, wo die Tochter ihm einen Blumenſtrauß zum Willkommen, die Gattin Erfrüſchungen darreicht, der Andere ſendet dem Fremden ein Lamm, der Dritte einen Korb mit köſtlichem Obſt — man glaubt ſich zum König Alkinoos und zu ſeinen Phäaken verſetzt! Fehlen doch auch deſſen Zaubergärten nicht, wo Orangen und Citronen in ganzen Wäldern die Luſt mit ihrem Duft erfüllen, wo aus dem breiten Blätterfuße die Aloe ihren hohen Schaft emportreibt, wo Gruppen ſchlanker Palmen majestätisch ihr Haupt wiegen. Dabei ſteht das Haus nicht leer von Beſuchern, welche dem Ankömmling die alten homerischen Fragen vorlegen:

Wer und woher der Männer? wo haueſt du? wo die Erzeuger?
Es iſt auch wohl eine dunkle Kunde zu ihnen gedrungen von jenem kimeriſchen Lande, „woher unſer König iſt“, wo das Waſſer im Winter einem Spiegel gleicht und wo die Menſchen ſich eiferne Platten unter die Füße ſchnallen; ob es aber dort auch Häuſer giebt, ob jene fernern Barbaren auch Pferde haben, darüber ſind die Meinungen getheilt. Abends verſammelt ſich die Jugend,

Blühende Jünglinge dort und vielgeſeierte Jungfrau
Tanzen, all' an einander die Händ' an dem Knöchel ſich haltend.
Bald nun hüpfen ſie dort mit wohlgemeſſenen Tritten
Leicht herum, ſo wie oft die befeſtigte Scheibe der Löpfer
Sitzend mit prüfenden Händen herumdreht, ob ſie auch laufe;
Bald dann hüpfen ſie wieder in Ordnungen gegen einander.
Zahlreich ſieht das Gedräng' um den lieblichen Reigen verſammelt,
Innig erfreut; vor ihnen auch ſingt ein göttlicher Sänger

Nährend die Harfe, und zween Haupttummeler tanzen im Kreise,
Wie den Gesang er beginnt, und drehen sich hierhin und dorthin.

Auch der Inhalt des Gesanges erinnert an die homerische Vinosklage und die „Heldenlieder“. Es sind selbstgedichtete Lieder von den Thaten berühmter Freiheitskämpfer aus dem Türkenkriege, von den letzten Räubern, deren Hinrichtung bedauert wird, „denn so tapfer sind wir nicht, wenn es einmal gegen den Türken geht“, von Charos, dem verderblichen Alten, der dem Hirten seine Herde raubt und ihn selbst zum Hades hinabzieht; oder es wird eine Sage berichtet von dem heiligen Dionysios, der in seiner Kindheit nach Nazia zog und dort die erste Rebe pflanzte, welche schon selbiges Tages die Nazioten erquickte und berückte. Wer den Dichter will verstehn, muß in Dichters Lande gehn. Hier ist alles homerisch, auch die Delphine, welche das Schiff umspielen, wie einst das tyrrhenische Fahrzeug, das den Gott Dionysos trug; ja in Syra wimmeln zur Erinnerung an den ältesten berühmten Syrier, an den „göttlichen Saubirten“ die steilen Straßen der Oberstadt von den Thieren, deren Hut auf Ithaka einst dem geraubten Königssohne oblag. Freilich leben auch die unholden Gesellen der Odyssee fort in den Klephten und Räubern; nur die verderblichen Ungeheuer jener Schiffermärchen sind ganz und gar verschwunden oder haben doch unbedeutenderen, weniger gefährlichen als lästigen Nachfolgern Platz gemacht.

Erwecken so in Griechenland — und wenig anders ist es in Italien — die Reste der Kunst wie die lebendige Umgebung bei jedem Schritt das Bild der alten Zeit, so wird dieser Eindruck noch bedeutend erhöht durch den unvergänglichen Hintergrund, den die stets sich wiederverjüngende Natur heute wie damals durch die ganze Gestaltung der Gegend geschaffen hat und schafft. Wenn wir in den wild zerklüfteten Gebirgen des nördlichen Arkadiens in schauerlichster Einöde einer kolossalen, himmelanstrebenden Bergwand gegenüberstehen, über welche im innersten Winkel der Schlucht der schmale Staubbach der Styg hoch aus der Schneedecke des Bergstockes herabrinnt, da wird die Phantasie der alten Hellenen in uns wieder lebendig, welche diese Gegend in die Unterwelt versetzte, da begreifen wir die Gewalt des Schwures, welcher selbst die olympischen Götter band:

Zeuge mir jezo die Erd' und der wölbende Himmel da oben,
Auch das träufelnde Wasser des Styrfalls, was ja der größte
Und der furchtbarste Eidschwur ist für die seligen Götter.

Auch der alte Glaube an die gefährlichen Wirkungen des eiskalten Wassers ist noch jetzt im Volke lebendig, niemand trinkt von der Fluth, die das umliegende Gestein so giftig grün färbt. Nicht minder gewaltig wirkt auf ein für Natureindrücke empfängliches Gemüth die enge Thalschlucht, an deren nördlichem Rande Delphi liegt, terrassenförmig rasch emporsteigend zu dem künstlichen Pla-

teau des Tempels, bis die überragenden Steilwände des Parnasses eine Grenze setzen; mit den geringsten Mitteln hat hier die Natur einen Raum von ernster imposantester Grobhartigkeit geschaffen. Daneben fehlt es auch an freundlicheren Bildern nicht. Reiten wir zum Beispiel in die athenische Ebene hinab und überschauen die weite Fläche, aus deren Mitte der schroffe Tafelberg der Akropolis und der allmählig ansteigende Lykabetos mit seiner kühnen Felsenkrone sich erheben, ringsum eingerahmt von den feinst geschnittenen Bergumriffen. Wie ein leise bewegtes Giebelfeld hebt sich hier der pentelische Marmorberg empor, dort senkt sich der massige Hymettos, noch heute durch seine Bienen ausgezeichnet, steil gegen das Meer. Ein breiter silbergrüner Streifen durchzieht die sonst fast baumlose Ebene, es sind die alten heiligen Delbäume des Zeus und der Athena, deren Del den Siegern im panathenäischen Wettkampfe als Preis gegeben ward. Von den Rändern des Kephissos ziehen sich Gärten Jahr für Jahr näher an die niedrige Felshöhe des Kolonos heran, und bald wird wie zu Sophokles Zeiten wiederum

singen in schattigen Auen
Die Nachtigall zahlreich schwärmend
Ihr hell ertönendes Lied,

es werden auch wieder muntere Narzissen und Krokus erblühen, wo jetzt nur die bleiche Todtenblume Asphodelos den marmornen Grabstein Karl Otfried Müllers umgiebt.

Müller liegt dort begraben, eines der edelsten Opfer, das die wiedergewonnene Anschauung Griechenlands von der Wissenschaft gefordert hat, einer der eifrigsten Vorkämpfer in Wort und That für die damals noch neue Richtung der Alterthumswissenschaft. Schon im Beginne unseres Jahrhunderts hatte ein Mann, dem wir die Einsicht verdanken, daß die homerischen Gesänge das Zeugniß nicht eines einzelnen Dichters, sondern eines ganzen dichtenden Zeitalters seien, hatte Friedrich August Wolf von der Philologie die engen Fesseln abgestreift, welche die pedantische Schulgelehrsamkeit ihr angelegt hatte, und sie zur Alterthumswissenschaft erhoben, die keine Seite des antiken Culturlebens unberücksichtigt zu lassen, sondern alle in einem einzigen Bilde zusammenzufassen hat. Damit war der Weg gewiesen aus der Enge der rein grammatischen Betrachtung und der zersplitterten Kleinigkeitskrämerei zu der Auffassung des classischen Alterthums als einer einheitlichen, lebendig sich entwickelnden Geistesbewegung. Man brauchte nicht zu sorgen, daß darüber die geringeren Aufgaben der Philologie vernachlässigt werden möchten. Im Gegentheil, seit den Tagen der italienischen Renaissance ist kein Zeitalter so unermüdlich thätig gewesen, das philologische Material herbeizuschaffen, zu sichten, zu läutern. Wiederum bleibt keine Bibliothek undurchsucht, immer neu ans Licht tretende Handschriften bieten uns die alten Schriftsteller in reinerer Gestalt dar, große Sprachmeister

wie Immanuel Bekker, Gottfried Hermann und August Meineke, wie Karl Lachmann, Nikolaus Madvig, Moriz Haupt und Friedrich Ritschl haben uns gelehrt, die alten und neuen Schätze methodisch zu benutzen und die Mängel der Ueberlieferung nach Kräften zu beseitigen, während August Böckh und Theodor Mommsen für die inschriftlichen Quellen die gleiche Aufgabe gelöst haben. So erhalten wir erst jetzt eine wirklich sichere Grundlage für alle weitere philologische Arbeit. Außerdem gewinnt die Grammatik nicht allein durch die erst so ermöglichte genauere Durchforschung der classischen Sprachen selber, sondern ebenso sehr durch die Einsicht in den Zusammenhang dieser Sprachen mit den anderen des indogermanischen Stammes, durch die Sprachvergleichung, einen ganz neuen Aufschwung. Je größer nun aber in den bezeichneten Gebieten die Thätigkeit ist, je eifriger Kritik und Grammatik gepflegt werden, desto nöthiger ist es, auch das letzte gemeinsame Ziel, wie Wolf es vorgezeichnet hatte, nicht aus den Augen zu verlieren. Hierfür gebührt nächst Wolf und fast mehr noch als ihm das Hauptverdienst August Böckh, der es tausenden von begeisterten Schülern fest in die Seele geprägt hat, die Philologie habe die möglichst vollständige Wiedererkenntniß alles dessen zum Ziele, was in dem geistigen Leben der classischen Völker einmal erkannt oder empfunden ward. Denken und Empfinden war aber bei jenen Völkern so wenig wie bei irgendeinem andern stets das gleiche, sondern hatte im Laufe der Zeiten und Ereignisse eine höchst mannigfache Entwicklung durchzumachen. Demzufolge wird die Philologie, so aufgefaßt, unausbleiblich eine historische Wissenschaft, wie sie auch ihr Name als die „Liebe zu den Ueberlieferungen“ bezeichnet, sie wird am letzten Ende zur Geschichte der alten Cultur. Die Grammatik gestaltet sich nunmehr um zur Geschichte der Sprache als der Form für die Denkweise des Volkes, wandelbar wie die Denkweise selbst. Die Mythologie hört auf, die Mythen und Sagen der verschiedenartigsten Zeiten zu einem buntscheckigen und daher albern erscheinenden Bilde zusammenzuwerfen, sie sucht vielmehr nachzuweisen, wie die religiösen Anschauungen des Volkes allmählig sich entwickeln und umgestalten, im Verein und in Wechselwirkung mit allen übrigen Seiten des Volksgeistes: sie wird zur Religionsgeschichte. Es erhellet nun auch, von welcher Wichtigkeit für die Philologie eine gesunde Entwicklung der übrigen Geschichtsforschung ist. Schwerlich ist es zufällig, jedenfalls aber als ein besonderes Glück auch für die Alterthumswissenschaft anzuerkennen, daß zu gleicher Zeit mit dem geschilderten Aufschwunge der Philologie ein Mann wie Niebuhr die Geschichtsforschung neu begründete. Nicht allein daß er zuerst umsichtige methodische Kritik der Quellen anwandte, er rückte uns ja auch zuerst die alte Geschichte dadurch näher, daß er zeigte, wie die Volksentwicklung sich im Alterthum nach den gleichen Gesetzen vollzieht, wie noch heutzutage, so weit nämlich die äußeren Bedingungen gleiche oder ähnliche sind. Wenn Niebuhr so die römische Geschichte aus der

früheren abstracten Auffassung befreite, wenn er sie sozusagen mit Fleisch und Blut versah, so ward er freilich zunächst nur von den ihm angeborenen Eigenschaften des echten Historikers, von lebendigstem Gefühl und feinstem Tact für historische Erscheinungen, sowie von seinen staunenswerthen sonstigen Kenntnissen geleitet; geschärft aber ward sein Blick nachträglich durch die langjährige lebendige Anschauung des heutigen Bodens und Volkes von Rom. Dies Hineinleben in den Charakter, in die Denkweise, in die Bräuche der heutigen Römer und Italiener überhaupt, dann das klare Bild des Locals, in dem die römische Geschichte namentlich der ersten Jahrhunderte sich abspielt, das bewirkt ebenfalls zu gutem Theile den wunderbaren Zauber der Frische und Lebendigkeit, welcher sich über das Werk des größten Schülers Niebuhrs, die römische Geschichte Theodor Mommsens breitet.

Grade hier greift die Thätigkeit eines anderen Mannes ein, dessen Wirksamkeit für den schon mehrfach bezeichneten Gesichtspunkt nicht hoch genug angeschlagen werden kann; ich meine den Schöpfer der modernen Geographie Karl Ritter. Er hat zuerst scharf und consequent das Wechselverhältniß hervorgehoben, welches zwischen der Natur eines Landes und dem darin wohnenden und sich entwickelnden Volke besteht. Einseitig freilich würde es sein, wollte man die Volksentwicklung lediglich als ein Product klimatischer und sonstiger äußeren Einwirkungen der umgebenden Natur betrachten und alle anderen mitwirkenden Bedingungen ignoriren, wie eng aber der Zusammenhang zwischen Natur und Geschichte in der That ist, das zeigt sich wohl an keinem Lande so greifbar wie an Griechenland. Italien mit seinem langen Rückgrat der Apenninenkette ist weit einförmiger gestaltet und bietet einer einheitlichen Machtconcentration weit weniger Hindernisse dar. Dort, in Griechenland, bilden zuvörderst die fortlaufenden mehrfachen Reihen von Inseln, welche das ägäische Meer durchziehen, die natürliche Brücke zwischen den reichen Flußebenen und weit vorgestreckten Halbinseln des vorderen Kleinasiens und der durch den gleichen Formenreichtum ausgezeichneten Ostküste des griechischen Halbinsellandes. Das ägäische Inselmeer ist in der That der Mittelpunkt Griechenlands und der griechischen Geschichte, der Vermittler zwischen den asiatischen und europäischen Hellenen. Während an der Ostküste Griechenlands ein schöner Hafen dem andern, eine reichentwickelte Landschaft der andern folgt, ist die Italien zugewandte Rückseite des Landes mit wenigen Ausnahmen durch flache sandige Uferstrecken oder durch gefährliche zerrissene Steilküsten der Schifffahrt unzugänglich. Dem entsprechend tritt die Bedeutung dieser Landestheile in der Geschichte zurück. Das östliche Arkadien, durch hohe mit einander verbundene Bergzüge in viele geschlossene Thäler getheilt, war der Sitz einer ganzen Reihe von selbständigen kleinen Herren oder Freistaaten, während der westliche nicht so klar gegliederte, sondern von rauhen Gebirgen planlos durchzogene Theil derselben

Landschaft sich in unzählige unbedeutende Landgemeinden zersplitterte. Athen, in der Mitte einer steinigten, ziemlich unfruchtbaren, auf drei Seiten von hohen Bergen eingeschlossenen Ebene gelegen, ward von der Natur selbst auf das Meer gewiesen, gegen das sich die Ebene im Südwesten öffnet; die köstlichste Hafenhälfte, welche die Welt kennt, die des Peiräeus, war die natürliche Wiege der attischen Seemacht. Wie anders dagegen Sparta! Abgeschnitten vom Meere, ringsum von schützenden Bergen umgeben, liegt das hohle Lakedämon, wie eine Mulde voll des reichsten Fruchtsegens; hier der auch im heißesten Sommer nie verfliegende Eurotas, dessen Bette mit röthlichem Oleander ausgefüllt ist, — dort, unmittelbar am Fuße des jähren schneebedeckten Taygetos, ein lang hingestreckter Wald von Delbäumen und Drangen — inmitten üppige Saatsfelder. Da hatten die Spartiaten alles beisammen, dessen sie bedurften, und doch sorgte die rauhe Gebirgsmauer dafür, daß sie nicht verweichlichten, während in dem benachbarten Messenien der dorische Bruderstamm verkam und unterging, weil der noch weit reicheren Natur die Abgeschlossenheit und die rauhe, die Kräfte stählende Gebirgsumgebung nicht in gleichem Maße zur Seite stand. Blicken wir endlich noch nach Nordgriechenland, so finden wir, daß die einzige große Landstraße von dem Nordthore Griechenlands, den Thermopylen, nach dem Peloponnes durch den weiten boiotischen Bergkessel führt, eingengt zwischen hohen Bergen und weiten Sumpfstrecken, bei Chäroneia, Orchomenos, Koroneia vorbei bis in die südlichere Ebene von Leuktra und Plataä — so viel Namen, so viel Entscheidungskämpfe, von der glorreichen Abwehr der Barbaren, durch die blütigen Fehden der griechischen Staaten unter einander, bis zum Untergange griechischer Selbständigkeit. Die Natur selbst hatte den Kriegen diese Stätte bezeichnet.

Die Beispiele werden genügen, um auf den Zusammenhang zwischen der physischen Beschaffenheit des Landes und der Entwicklung der Bewohner hinzuweisen. Als nun auf Böckhs Anregung die Untersuchung der einzelnen griechischen Stämme, Staaten und Städte nach ihren Besonderheiten begann, da machte sich bald auch für die Philologie die Nothwendigkeit fühlbar, das Land selbst in seiner Vielgestaltigkeit kennen zu lernen. Dies Bedürfnis im Interesse der Philologie hat zuerst K. D. Müller klar erkannt und schon in seiner Erstlingsarbeit über Megina ausgesprochen; er hat es weiter verfolgt in allen seinen späteren Werken und hat die ebendahin gerichteten Bestrebungen Anderer mit dem lebhaftesten Interesse begleitet und gefördert, bis es zuletzt ihm selbst möglich ward Griechenland aufzusuchen — um nicht wieder heimzukehren. Sein eigener Lieblingsgott Helios = Apollon traf ihn in Delphi selbst, an den Grundmauern des pythischen Tempels, mit den tödtlichen Pfeilen seiner Julisonne. Aber sein Reisebegleiter und späterer Nachfolger auf dem göttlinger Lehrstuhl, Ernst Curtius, zugleich ein Schüler Nitters und Böckhs, hat das

Werk des Meisters weitergeführt. Seine Schilderung des Peloponnesus kann den Mangel eigner Anschauung, so weit das überhaupt möglich ist, weniger fühlbar machen; seine Darstellung der griechischen Geschichte wird stets da am schönsten, wo Naturschilderung und Erzählung der Thaten im Verein die Vergangenheit als Gegenwart lebhaft empfinden lassen.

Auch nach einer andern Seite ist zu gleicher Zeit in den griechischen Ländern ebenso wie in dem Schwesterlande Italien gesucht und geforscht, auf dem Gebiete der alten Kunst. Die von Winkelmann angebahnte, seitdem ins Leben getretene Auffassung der Alterthumswissenschaft wies auch der Kunst ihre richtige Stelle an. Die Schöpfungen derselben waren nicht mehr ausschließlich zu dem Handlangerdienst verurtheilt, manche Dunkelheiten der Literatur durch Illustration aufzuhellen. Gewiß gewähren sie auch diesen Nutzen, die Archäologie leistet der Mythologie und Literaturgeschichte sogar noch erheblichere Dienste, indem sie aus dem Schatze ihrer Denkmäler wichtige Ergänzungen der anderweitig uns überlieferten Kunde darbietet. Aber die eigentliche Bedeutung der Kunstwerke ist eine andre. Selbständig und in gleicher Berechtigung stehen sie neben den Erzeugnissen der Literatur, da sie nicht minder eine originale Schöpfung des Geistes sind, als die Werke der Poesie. Ja die Alterthumswissenschaft kann einer eingehenden Betrachtung der Kunst um so weniger entzogen, je ausnahmsloser sich zumal in dem hellenischen Volke das Bedürfniß zeigt, für den Inhalt, den Kern, eine entsprechende Form zu finden, welche das Wesen und die Bedeutung desselben in veredelnder Weise zum Ausdruck bringt und erklärt, das heißt eben eine künstlerische Form. Wo nur irgendein Gedanke eine Darstellung im Raume erheischte oder zuließ, die bildende Kunst der Griechen hat sich dessen bemächtigt, von den zum täglichen Gebrauch bestimmten Geräthen bis zu den Schilderungen der Großthaten der Vorzeit, in glänzenden Werken der Plastik und Malerei, bis zu dem unvergleichlichen Organismus des hellenischen Tempels, wo alle Künste sich zum höchsten sichtbaren Ausdrucke der religiösen Gedanken und Gefühle vereinigt haben. Wer an all der Pracht vorübergeht, ohne ihr mehr als einen flüchtigen Blick zu schenken, der beraubt nicht nur sich selber hohen Genusses, er lernt auch die Griechen nur halb kennen, er gelangt nie zu einer vollen Anschauung hellenischen Geisteslebens, hellenischer Schöpferkraft. Die Kunstgeschichte verlangt gebieterisch ihren Platz neben der Geschichte der Literatur.

Die Entdeckungen auf diesem Felde gehen zum Theil Hand in Hand mit der Ausbreitung der geographischen Kenntniß von den classischen Ländern. Es ward oben bereits auf die Burgen und Tempelruinen Griechenlands hingewiesen, welche zu Anfang unsres Jahrhunderts entdeckt oder durchsucht wurden; es ist um so weniger nöthig diesen Punkt hier weiter zu verfolgen, als vor nicht gar langer Zeit in diesem Blatte eine Betrachtung der Aufgaben, welche die Ge-

schichte der alten Kunst heutzutage zu lösen hat, auch zu einem Ueberblick über die wichtigsten neueren Entdeckungen auf diesem Gebiete führte. Hier gilt es nur darauf aufmerksam zu machen, wie leicht es allmählig einem jeden gemacht wird, sich einige eigne Anschauung antiker Kunstwerke zu verschaffen. Fast jede Universitätsstadt besitzt, seit Welcker in Bonn den Anfang gemacht, ihr größeres oder kleineres Gipsmuseum; meistens fehlt es auch nicht an einem Docenten, der die Adepten die schwierige Kunst des Sehens lehrt. Und wen führte sein Weg nicht einmal nach Berlin und in das neue Museum? Anhebend von dem mykenäischen Löwenthor, dessen Abguß die preussische Expedition vom Jahre 1862 heimgebracht hat, mag er dort die ganze Folge der griechischen und römischen Kunstentwicklung rasch überfliegen oder in sinniger Einzelbetrachtung sich zu eigen machen, je nachdem Zeit und Lust ihn treibt. Andern wird die nächste Bibliothek dies oder jenes Prachtwerk zu Gebote stellen, aus dem sie sich ihre Anschauung holen können. Die Bemühungen des Buchhandels um Popularisirung der Kunstforschung und um zweckmäßige Illustration der zahlreichen, jenem Zwecke dienenden Handbücher setzen weiterhin einen jeden in den Stand, seiner Bibliothek, auch der bescheidensten, das eine oder das andere Anschauungsmittel einzuverleiben. Endlich haben sich längst der Mode der Visitenkartenporträts auch die alten Statuen und Büsten anbequemen müssen; der Apollon vom Belvedere oder die sinnende Polyhymnia, auch sogar die melische Aphrodite, obgleich ohne Arme und in gar nicht salonmäßigem Kostüm, erfahren nicht selten die Ehre, im Photographiealbum den Platz hinter den Schönheiten der Familie einzunehmen.

Aber noch weiter! Lange schon hat der alte Spruch

nicht ist jeglichem Manne die Reise vergönnt nach Korinthos

seine Wahrheit verloren und vertekert sie von Tage zu Tage mehr. Italien ist längst das Ziel zahlreicher Ferienreisen geworden, und die Zahl der jungen und alten Alterthumsforscher, welche ein oder auch wohl mehre Wanderjahre dort zugebracht haben, ist nicht mehr gering. Der preussische Staat entsendet alljährlich einige junge Philologen auf öffentliche Kosten dahin, in richtiger Erkenntniß der Bedeutung, welche die selbsterworbene Anschauung für die späteren Schulmänner oder Universitätslehrer haben muß. Es ist ein rühmendwerther Anfang, bescheiden freilich, wenn wir erwägen, welch ungeheure Summen die Nachbarn jenseits des Rheins seit langer Zeit auf ihre écoles françaises in Rom und Athen und auf ihre zahllosen missions scientifiques verwenden. Griechenland ist schwerer zu erreichen, sowohl wegen der größeren Entfernung und der mangelhaften Transportmittel, wie wegen der bedeutenderen Kosten einer griechischen Reise. Und doch wächst auch die Zahl philologischer Namen im athenischen Fremdenbuche unaufhörlich; ja es ließe sich ein deutscher Schulmann

nennen, der seine um acht Tage verlängerten Herbstferien von nunmehr vierwöchentlicher Länge dazu benutzte, unmittelbar aus der Schulstube heraus in acht Tagen bis Athen zu reisen, in den folgenden zwei Wochen Athen und Korinth, Argos und Mykenä, Delphi und Theben, die Schlachtfelder von Chai- roneia, Platäa und Marathon zu besuchen und dann eiligst heimzukehren; Sonntag Abend wieder angekommen, tritt er am Montag Morgen vor seine Schüler, und sicherlich hat die Stunde, da er ihnen frisch von den gesehenen Wundern erzählt, tieferen Eindruck auf diese gemacht und reichere Anregungen hinterlassen, als manche Woche des gesammten sonstigen Unterrichts. Sollen wir noch einen Mann namhaft machen, der zeigen kann, welche Früchte die Benutzung aller Hilfsmittel des Lernens und Schauens in einer glücklich organisirten, für alles Schöne und Gute empfänglichen Natur zu zeitigen vermag? Es ist Friedrich Gottlieb Welcker. In liebevoller Vertrautheit mit den Classikern aufgewachsen, hat dieser Mann zuerst in der Jugend mehre Jahre in Rom zubringen können; dann war es ihm, den Sechzigern nahe, noch beschieden Griechenland und Kleinasien zu besuchen, grade noch zettig genug, um alle Eindrücke in voller Frische in sich aufzunehmen. Ohne je eine philologische Vorlesung gehört zu haben, ist er einer der anregendsten und begeisterndsten Lehrer der Wissenschaft geworden und hat sein ganzes Leben lang unablässig und mit dem glänzendsten Erfolge gestrebt, das Alterthum in seiner Gesamtheit zu erfassen und den Jüngern lebendig vor Augen zu stellen. Die griechische Poesie in jeder Aeußerung zu verfolgen, in den verschiedenen Gattungen der Literatur nicht minder als in den Werken der bildenden Kunst und in den tiefsten Schöpfungen des Glaubens und religiöser Speculation, das ist die Arbeit seines mehr als achtzigjährigen Lebens. So steht denn auch seine ganze Thätigkeit selber da wie ein Kunstwerk, abgerundet und in sich geschlossen, eine Quelle reichster Belehrung, dauernden Genusses, dankbarer Bewunderung.